

## Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Leserinnen und Leser,

ich begrüße Sie herzlich zu unserer Sommerausgabe von Forum Supervision. Das Ihnen vorliegende Heft „Wie ‘deutsch’ ist die Supervision?“ wirft unterschiedliche Perspektiven auf Interkulturalität und Diversität im Kontext von Supervision. Ein besonderer Akzent wird dabei auf die Auseinandersetzung mit dem Fremden gelegt: Fremdheit als intrapsychisches und interaktionelles Phänomen vor dem Hintergrund eines Übertragungs- bzw. Gegenübertragungsgeschehens und Fremdheit im Sinne einer sozialtheoretisch und damit soziokulturell wirksamen Größe, die es gilt sehr viel stärker in den Blick zu nehmen.

Es ist die Frage der Relativierung des überwiegend problemzentrierten Blicks auf fremde Kulturen, den es hier zu entfalten gilt. Ein Relativierungsprozess wurde auf wissenschaftlicher Ebene bereits durch die Etablierung der soziologischen Kategorie der Diversität befördert. Fremdsein bzw. sich fremd fühlen, ist demnach nicht mehr nur eine Frage von Kultur und Ethnie, sondern vielmehr auch von Geschlecht, sexueller Orientierung, Alter, Religion und Behinderung. Dieser Blickwinkel sensibilisiert für die Notwendigkeit, das Fremde einerseits in seinem Verhältnis zu unterschiedlich wirksamen soziologischen Kategorien zu relativieren und gleichzeitig in seiner Bedeutung weiter auszudifferenzieren. Daneben wird der Problemfokus auf Interkulturalität durch die Debatten um eine egalitäre, transkulturelle/transnationale Perspektive durchbrochen und erweitert, wie Elisabeth Rohr in ihrem Beitrag anschaulich darlegt.

Bevor ein Überblick über die einzelnen Beiträge erfolgt, erlauben Sie mir ein paar Überlegungen in eigener Sache. In der Auseinandersetzung mit dem vorliegenden Heft wurde auch ich selbst noch einmal mit der Frage des Fremdseins konfrontiert. Bis zu meinem 13. Lebensjahr wuchs ich - zwar mit deutschen Eltern - nicht in Deutschland auf. Was empfinde ich als „sehr deutsch“? An Gefühle von Fremdheit und irgendwie Anders-Sein kann ich mich noch gut entsinnen, als Jugendliche fanden sie ihren Ausdruck in einem starken Bedürfnis, nicht aufzufallen und in der Entwicklung einer hohen Sensibilität, was als nicht angemessen bzw. als angepasst gilt. Diese Gefühle von Fremdheit nahmen interessanter Weise im Zuge meiner Supervisionsweiterbildung wieder stark an Fahrt auf und fanden nun ihren Ausdruck in starken Schamgefühlen, in Wut und Ärger. Im Rahmen der Theoriereihe zur „Reflexiven Supervision“ zum Thema „Wie deutsch ist die Supervision?“ hatte ich dann das Vergnügen, mich mit einer Teilnehmerin in einem längeren Gespräch über unser Fremdheitserleben in Deutschland austauschen zu dürfen. Uns einte u. a. das diffuse Gefühl und die Anstrengung beim Sprechen vernünftig, durchdacht und überlegt rüberzukommen. Zu viel emotionaler Ausdruck, zu viel Spontaneität und Witz werden in Deutschland, so unsere Erfahrung,

schnell argwöhnisch beäugt: Kategorien von Ordnung und Disziplin werden eben auch im sprachlichen Ausdruck zugrunde gelegt.

Wenn wir annehmen, dass dies nicht das Ergebnis meiner Partikular-Biografie ist und ich zudem zu den privilegierten „Migranten“ gehöre, dann stelle ich mir in der Auseinandersetzung mit diesem Heft die Frage, wie es wohl „echten“ Migranten gehen muss, die bedeutend stärker mit Fremdheitserleben und Fragen der Assimilation zu kämpfen hatten als ich. Einer der zentralen Ergebnisse der von Tina Heitmann und Anika Humme durchgeführten Befragung an DGSv Mitglieder in Bezug auf das Erleben von Diversität, belegt einen klaren Zusammenhang zwischen Fremdheitserleben und sozioökonomischen Status. Dieser Zusammenhang überrascht nicht! Supervision als „kollektives Aufstiegsprojekt“ der Bildungsaufsteiger\*innen klärt die Frage der Zugehörigkeit über Distinktion. Migrantin oder Migrant zu sein wird zu einer sozialen Kategorie, die - wie Katharina Gröning in ihrer Kasuistik deutlich macht - immer auch in der Gefahr steht, allzu schnell dem Proletariat zugeordnet zu werden. Welche Mechanismen in diesem Fall greifen, um die Ebene der Distinktion weiter aufrecht zu erhalten (wie z. B. das Wegdiskutieren der Tragweite einer sozialen Kategorie und das Bedürfnis, soziale Merkmale personenbezogen als biografisches Defizit zu diskutieren), wären aus meiner Sicht für die Supervisionsqualifizierung wichtige Themen.

Nun zum Inhalt des Heftes: Der einführende Beitrag von *Olga Blank* befasst sich im Schwerpunkt mit dem Verhältnis von Sprache und Migration u. a. auf der Grundlage der wissenschaftlichen Überlegungen und klinischen Erfahrungen des selbst migrierten Ehepaars Grinberg & Grinberg in ihrem Werk „Psychoanalyse der Migration und des Exils“ (2016). Olga Blank nimmt den/die Leser\*innen auf einfühlsame Weise in die entwicklungspsychologischen und identitätskonstituierenden Dimensionen von Sprache und Spracherwerb mit. Die Melodie der Sprache erst macht sie zu etwas Eigenem, Vertrautem, sie verwurzelt und verbindet den Sprechenden mit sich selbst. Gleichzeitig ist sie, anders als Grammatik und Wortschatz, nur schwer in der späteren Sozialisation erwerbbar und stellt somit immer auch eine Hürde bei der Integration, eine Quelle von besonderer Anstrengung und Herausforderung, dar.

*Elisabeth Rohr* befasst sich mit der richtungweisenden Frage, ob es so etwas wie eine „interkulturelle Supervision“ überhaupt gibt, oder ob sie nicht vielmehr einen ideologischen Anspruch formuliert, im Sinne eines „ethnozentrischen Phantasma“, wodurch der Blick auf die eigentliche Problematik verstellt würde. Unter Hinzuziehung aktueller wissenschaftlicher Debatten zu Transnationalität und Transkulturalität, plädiert Elisabeth Rohr dafür, die Fixierung auf das eindimensional Fremde aufzulösen. Damit erweitert sie den sich immer wieder reproduzierenden, defizitären Blick auf Migrant\*innen und Flüchtlinge, um die Perspektive einer sich heterogen vermischenden und sich damit immer wieder neu konstituierenden Gesellschaft. Im Vordergrund steht

die Auseinandersetzung mit Fremdheit und zwar in der Weise, was wir Deutsche in diese Fremdheit einbringen.

*Tina Heitmann* und *Anika Humme* gehen der Frage nach der Interkulturalität von Supervision empirisch nach. Im Vordergrund steht dabei nicht die Auseinandersetzung mit Spezifika von Kultur und Fremdheit im Supervisionssetting bzw. im Kontext von Supervisionsprozessen. Vielmehr geht es auch hier um die Frage des Perspektivwechsels durch das In-den-Blick-nehmen des Eigenen. Die von ihnen durchgeführte Online-Befragung untersucht das subjektive Erleben der DGSv-Mitglieder bezogen auf die Diversitäts-Merkmale Kultur (Ethnie), Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Behinderung und Religion. Fokussiert wurden jedoch in der Hauptsache die Merkmale der Ethnie und der Kultur. In Bezug hierauf zeigte sich die Mitgliederkultur mehrheitlich deutsch, Gefühle von Fremdheit wurden im Zusammenhang mit Migration von nur wenigen Befragten benannt. Muslime fanden sich unter den befragten Supervisorinnen und Supervisoren keine, was nicht repräsentativ für die deutsche Bevölkerungsstruktur ist und deshalb Fragen aufwirft. Interessant sind die Hinweise auf subjektiv wahrgenommene Unterschiede bzw. Gefühle von Fremdheit zwischen Ost- und Westdeutschland. Ebenso der Zusammenhang von Fremdheitserleben unter Einbeziehung des Alters und unter Berücksichtigung des sozioökonomischen Status, bzw. habitueller Dimensionen, während der Supervisionsqualifizierung.

*Anna Dumpe* analysiert in ihrem Beitrag zum „Reflexiven Denken“ das Fallbeispiel der Einzelsupervision einer Pflegemutter, die, über die Aufnahme eines 13-jährigen Jungen in ihre Pflegefamilie, an ihre persönlichen und beruflichen Grenzen stößt. Auf der Grundlage sozialwissenschaftlicher Theorien von John Dewey, Pierre Bourdieu und Wilfried Bion werden biografische und berufsbiografische Prägungen sowie insbesondere auch habituelle Grenzen der Supervisandin deutlich, die in Zusammenhang mit einer unzureichenden Integration und dem Bedürfnis nach Ausblendung der Vorgeschichte des Pflegesohnes stehen. Die Reflexion dieser ineinandergreifenden Ebenen ermöglicht der Supervisandin, einen anderen Verstehens Zugang zu sich selbst und zu ihrem Pflegesohn zu entwickeln.

*Katharina Gröning* schildert den Fall einer syrischen Großfamilie, die im Zuge einer durch die Asylverwaltung angeordneten Zwangsräumung, erheblichen Widerstand gegen die Polizei und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Asylverwaltung leistet, was zum Abbruch der Maßnahme führt und schließlich in der Zwangsunterbringung des Familienvaters in der Psychiatrie kulminiert. Im Zuge der Supervision mit dem zuständigen Team von Verwaltungsmitarbeiter\*innen der Asylverwaltung werden - im Rahmen einer Ereignisanalyse zum Verstehen des Fallverlaufs - unterschiedlich bedeutsame Sozialtheorien herangezogen. Hier werden im Besonderen das Selbstverständnis und Rollenverständnis der Asylverwaltung als nachsozialisierende Instanz bezogen auf eine rationale Lebensführung im Sinne Max Webers sowie die von

Fritz Schütze beschriebene Eigendynamik der Aktenführung und nicht zuletzt die Ebene der kulturellen Übertragungen herangezogen. Katharina Gröning zeigt auf, wie Migrant\*innenfamilien mit dem gesellschaftlichen Makel der Proletarisierung behaftet werden, der mit einer Besinnung auf die ethnischen Wurzeln zur Wahrung der eigenen Würde beantwortet werden muss. Ähnlich wie im Beitrag von Olga Blank wird auch hier die Herausforderung der Assimilation deutlich, nämlich mit einem double-bind umgehen zu müssen, der unweigerlich einen Verlust von Identität nach sich zieht.

Rezensionen und Tagungsberichte runden das vorliegende Heft ab.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und einen schönen Sommer.

Herzliche Grüße von Ihrer Redaktion

*Heike Friesel-Wark*